Anna Felnhofer

Prosopon

Roman

Luftschacht Verlag

Ein siebenjähriger Junge liegt nach einem Unfall im Krankenhaus und ringt nach einer letzten Operation um sein Leben. Wie es zu diesem Unfall kommen konnte und welche Rolle sein Vater Jakob und dessen Gesichtsblindheit (Prosopagnosie), die schon einmal für den Tod eines Menschen verantwortlich zeichnete, dabei spielen, ist auch Monate nach dem Vorfall noch Gegenstand behördlicher Ermittlungen. Der Mutter und Ich-Erzählerin bleibt einstweilen nur, sich selbst auf die Suche nach Antworten zu begeben. Aus Bruchstücken versucht sie Jakobs Leben zu rekonstruieren, um zu erfahren, welche Verantwortung er für den Unfall des Jungen trägt, und stößt dabei auf ein Leben ohne Kontinuität, ohne Verbindlichkeiten, ohne Halt, als immer andere Person.

Nach ihrem viel beachteten und mehrfach ausgezeichneten Debüt *Schnittbild* legt Anna Felnhofer ihren zweiten Roman *Prosopon* vor, ein sensibles und vorsichtiges Erkunden, ein poetisches und sprachmächtiges Kreisen um Verlust und Identität.

ANNA FELNHOFER ist Wissenschaftlerin, Klinische Psychologin, Schriftstellerin sowie Gründerin und Leiterin des Pediatric Virtual Reality Laboratory (PedVR-Lab) an der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendheilkunde der MedUni Wien. Zahlreiche wissenschaftliche Publikationen und Herausgabe von vier (Lehr-)Büchern, ebenso wie Veröffentlichungen von Erzählungen, für die sie 2020 mit dem Emil-Breisach-Literaturpreis der Akademie Graz (2. Platz) und 2024 bei der Floriana Biennale für Literatur ausgezeichnet wurde.

Felnhofers Debütroman *Schnittbild* (Luftschacht 2021) erhielt die Buchprämie der Stadt Wien, den Franz-Tumler-Literaturpreis 2021 und wurde für den Österreichischen Buchpreis Debüt 2021 nominiert. Beim Bachmannpreis 2023 wurde ihr Text *Fische fangen* – ein Ausschnitt aus dem Roman *Prosopon* – mit dem Deutschlandfunkpreis prämiert.

Bei Luftschacht erschienen:

Prosopon (Roman, 2026)
Schnittbild (Roman, 2021 [2.A.2023])

© Luftschacht Verlag – Wien
luftschacht.com

Alle Rechte vorbehalten.
1. Auflage März 2026

Umschlagillustration: Anna Felnhofer
Lektorat: Teresa Profanter
Satz: Luftschacht
Gesetzt aus der Metric und der Noe.
Druck und Herstellung: Finidr s.r.o.
Papier: Holmen book cream 80 g/m^2, Geltex glatt 115 g/m^2, Surbalin glatt 115 g/m^2

ISBN: 978-3-903422-73-5
ISBN E-Book: 978-3-903422-74-2

Gefördert von der Stadt Wien Kultur.

Anmerkungen zur Produktsicherheit (GPSR):
Luftschacht e.U., Jürgen Lagger, Malzgasse 12/2, 1020 Wien
notizen@luftschacht.com



„Wem ich nie begegnete, das bin ich, sie mit dem Gesicht
eingenäht in den Saum meines Bewusstseins."
Sarah Kane, *4.48 Psychose*

Der Schritt aus der Klinik, in der Dämmerung, ist in seiner Wiederholung, über Monate, zu einer feststehenden Gewohnheit geworden, ebenso wie mein Blick nach oben, in den abendhellen Himmel. In meinem Rücken gleiten die Glastüren, wie noch jedes Mal, an ihren angestammten Platz zurück. Darin, denke ich und lasse es geschehen, liegt immerhin ein Stückchen Trost.

Ich verschränke die Arme vor dem Körper, wende mich nach links, wähle den Fußweg entlang der Krankenhausflanke und gehe an die Mauer gedrückt über Betonplatten, auch das gestaltet sich wie immer. Ich hüpfe von einer Platte zur anderen, in einer versichernden Regelmäßigkeit, dazwischen das gebüschelte Gras, geklumpte Erde, zuweilen Kies. Ein Balanceakt, erschwert durch die Dämmerung, ich sehe nicht, wo die eine Platte endet und die andere beginnt, geschweige denn, wo ich abrutschen könnte, in den Dreck steigen, oder, schlimmer, das Gleichgewicht verlieren und fallen. Rechts die offene Fläche des Parkplatzes, links die gekörnte Außenmauer dieses kompliziert gefügten Gebäudes, das aus Unkenntnis oder Bosheit an einen schattigen Hang gebaut und somit der Notwendigkeit unterworfen ist, fortwährend geheizt und beleuchtet zu werden. Kein Ort der Heilung, denke ich, als ich mich von der Mauer löse und den Parkplatz betrete, möglicherweise nicht einmal einer der Hoffnung. Und doch der einzige, der uns an jenem Oktobernachmittag vor fünf Monaten aufgenommen hatte, zwei vor Verzweiflung fast Verblödete und einen Sterbenden.

Ich klopfe meinen Oberkörper ab und stampfe mit den Füßen auf. Es ist frostig, durch die Luft fädelt ein Rest von Winter, und ich will jetzt nicht daran denken, dass dort oben, am Ende des Ganges, in dem Zimmer mit der Nummer vierzehn, eine Handbreit hinter dem Rücken des vornüber

gekrümmten Mannes mein Schal hängt. Oder meine Überjacke und die Mütze. Ich will nicht daran denken, weil ich weiß, dass ich, indem ich an meine Jacke, den Schal und die Mütze denke, auch an eine andere Jacke, einen anderen Schal und eine andere Mütze denken muss. Ebenso wie ich daran denken muss, dass man diese andere Jacke, den anderen Schal und die andere Mütze bald abhängen, einpacken und weggeben wird müssen, genauso die Spielsachen, das Bastelzeug, den Ramsch, ja, diesen unbestimmten Bodensatz, den jedes Leben, und sei es noch so kurz geraten, ohne eigenes Zutun allmählich ausbildet.

Aber noch, denke ich und setze mich in Bewegung, noch ist nichts zusammenzusammeln, nichts einzupacken, nichts wegzugeben. Noch gibt es diesen Tag, diesen Abend, diese dünne Gegenwart – noch ist, ich rufe ihn mir in Erinnerung, Samstag, der vierzehnte März zweitausendzwanzig.

Ich schlage die Richtung ein, in der die Bushaltestelle liegt, und gehe über den spärlich beleuchteten Parkplatz, vorbei an den beiden einzigen Wagen, die, als spielte es eine Rolle, mit beeindruckender Präzision in die vorgezeichneten Markierungen geparkt sind; vorbei auch am Kiosk, der untertags Zigaretten, Lottoscheine und Zeitungen verkauft und jetzt die Rollläden herabgelassen hat; vorbei an der Aussicht auf das Wiener Becken und seiner diffus gedehnten Glocke aus Licht; vorbei an den Einfamilienhäusern, die dicht an dicht stehen mit je mindestens einem Fenster in oszillierendem Blau, diesem Sinnbild glatt verbrachter Abende.

Auch wir, denke ich, hatten es so gehalten. Auch wir hatten uns irgendwann entschieden – für Wien, für den siebten Bezirk, für den Altbau mit den Doppelglasfenstern, den getäfelten Flügeltüren und dem kreisrund aufgeblätterten Raumschnitt; auch wir hatten uns den Herausforderungen

dieser tückischen Geometrie gestellt, hatten die Möbel mit Bedacht gewählt, hatten sie den gegenwärtigen Empfehlungen entsprechend angeordnet, hatten auf optische Trennungen geachtet, auf geschwungene Formen und organisches Material, hatten alle diesbezüglichen Vorgaben eingehalten und dabei trotz alledem am Ende das Versprechen eines derart geordneten Daseins nicht einlösen können. Jetzt sind wir hier. In der vielbeschworenen Mitte. In Sichtweite der vierzig noch. Und haben doch kaum mehr als diesen einen Wunsch hinüberretten können, der eigentlich, bei eingehender Betrachtung, kein Wunsch ist, sondern die aus einer Bedrängnis geborene Notwendigkeit – noch ein einziges Mal in diesem Leben von null zu starten. Aber nicht wie bei einem Game Over, nicht wie bei dieser Art von geschummeltem Neustart, sondern wie beim unverhandelbaren Permadeath, bei dem man, bevor der neue Anlauf beginnt, zunächst gesamt und gründlich vernichtet wird, ja, bei dem nicht eine Spur des Spielers im Spiel bleibt.

Ein Windstoß erfasst meine Haare, reißt sie mir von den Schultern. Für einen Moment ist alles leicht und durchlässig und veränderlich. Ich stelle mein Gesicht in das bewegte Kühl, lehne mich mit dem Körper hinein und schließe die Augen. Von allen Bildern, die jetzt kommen, eines nach dem anderen und eines das andere überlagernd, sodass nicht mehr festzustellen ist, wo das eine aufhört und das andere beginnt, und ob es überhaupt mehrere sind oder nicht eher ein einziges, ganzes; von allen diesen Bildern ist es vor allem eines, das sich vordrängt. Es enthält, ich sehe es, die schlichteste aller Formeln: ein Mann, eine Frau, seit Monaten unverändert, und dazwischen du, das über Monate ebenso unveränderte Kind.

Wie aufgefädelt sitzen der Mann und die Frau einander gegenüber, er an der Tür und sie am Fenster, beide nicht ganz

einwandfrei positioniert, sodass die gedachte Gerade, die sich vom männlichen zum weiblichen Fuß durch den Raum spannt, das Bett in eine größere und kleinere Hälfte schneidet – und somit auch das darin liegende Kind. Die Luft in diesem Raum ist ein kompakter kühler Block, der Schall ist gedämpft und das Licht gedimmt, als läge das Zimmer unter Tage oder unter Wasser. Und dort, zwischen dem Fuß des Mannes und jenem der Frau, spielt sich, in einer immergleichen Abfolge, eine Art Alltag ab. Frühstück um sechs, Mittagessen um elf, Abendessen um vier, dies alles ungeachtet dessen, dass das Kind ja nichts essen kann, und dass, einer schlichten Logik folgend, daher auch der Mann und die Frau nichts essen können. Dazu der tägliche Refrain von Gummisohlen auf Linoleum, von Rädern, die über Bodenwellen krachen, vom hautnahen Quietschen der Plastikschläuche, von Händen, Schultern und Zehenspitzengang. Täglich auch der Anblick der Kinderjacke, der Kindermütze und des Kinderschals, die an jenem Herbstnachmittag kopflos aufgehängt und seither nicht abgenommen worden sind; oder der Anblick des Blumenstraußes, der nicht welkt; oder jener des Lieblingskuscheltiers, eines abgegriffenen Clownfisches aus orangenem Plüsch, und der kleineren Version desselben Fisches aus Plastik; und schließlich: die gegliederte Armada von Glückwunschkarten, die Nintendo Switch, das Wasserglas, die Karaffe, das sorgfältig durchkomponierte Aufgebot an Tabletts morgens, mittags, abends. Alles bis zum Erbrechen bekannte Zutaten einer ausweglosen Lage.

Ich quere die menschenleere Straße. Ohne Überjacke friere ich, und es nützt nicht, dass ich den Schritt beschleunige. Ich setze einen Fuß vor den anderen, immer wieder und immer weiter, es ist eine einleuchtende Abfolge, und ich muss sie mir, anders als im Herbst, nun nicht mehr vorsagen. Und

anders als im Herbst ist es jetzt keine Flucht mehr. Ich gehe aus freien Stücken und begehe damit, wie ich weiß, keinen Verstoß. An der Klinik kennt man dieses seit Monaten bewährte Arrangement: Der Mann bleibt, die Frau geht. Im Gegensatz zu den ersten Wochen erhebt man nun auch keinen Protest mehr. Selbst an diesem Abend, der der letzte sein könnte, lässt man mich gehen.

Nach der Zigarettenpause an der Wendeschleife steigt der Fahrer in seine Kabine und macht, was zu machen seine Aufgabe ist. Der Bus hebt an, zischt, schaukelt von der Seitenlage in die Aufrechte und fährt los. Über eine gepflasterte Straße geht es der Stadt entgegen. Wir passieren Haltestellen, ohne unsere Fahrt zu verlangsamen und also ohne Hoffnung, dass sich uns jemand anschließen könnte. Wir fahren durch die nächtlichen Vororte, vorbei an hingeduckten Höfen, an baufälligen Mauern, an einer Kirche, einem Heurigen, einer weiteren Kirche. Einmal muss man Vorrang geben, dann geht es in die nächste Kurve, der Bus knarrt, wankt, und erreicht dennoch das nächste Wartehäuschen, auch dieses leer. Also geht es weiter in diesem stöhnenden Ungetüm, vorn der Fahrer, hinten ich, beide könnte wir nicht weiter voneinander entfernt sein.

Ich drehe mich vom Fenster weg, lasse die nächste Haltestelle links liegen, und damit dort, wo, wie man sagt, für die meisten Menschen die Vergangenheit liegt und wo jetzt die Nacht aufzieht. Ein Saum terrestrischen Lichts, ein geflimmerter Limbus, dahinter die granitharte Region, in der das Stäbchensehen beginnt. In der Nacht, denke ich, soll es passieren, in diesen Stunden ist der Sprung vom Schlaf zum Tod, wie ich einmal irgendwo gelesen habe, kein großer. Ja, denke ich und versuche dabei weniger an den Mann an deinem Bett als an dich zu denken, in der Nacht *muss* es passieren.

Ich lehne mich zurück, schließe die Augen, lasse den Raum durch mich hindurchziehen, lasse mich mal hierhin, mal dorthin drücken und bin froh, der Gedanken und Gefühle beraubt zu sein, bloß Körper in einem Raum, eine Art destilliertes Dasein.

Der Bus hält, sinkt seitlich ab, Menschen steigen aus, Menschen steigen ein, dann hebt er wieder an, fährt los. Und wenn ein Leben, denke ich, wenn alles in diesem Leben auseinanderfällt, bleibt eines – der Schritt zur Seite. Ich ziehe das Handy heraus, stöpsele mir die Ohren zu, und wie durch das flüchtige Betätigen eines Schalters kippen sowohl die belebte als auch die unbelebte Welt hinter die Musik. Ein Schritt zur Seite, denke ich und lasse mich weiterschaukeln, so kann es gehen, denke ich, so wird es gehen, so geht es dann tatsächlich eine Weile gut.

An der Kreuzung der Währinger Straße mit dem Gürtel, als das Poltern der Straßenbahnen, das Krachen der U-Bahn, das Anfahren und Abbremsen der querenden Autos, die Hektik der Fußgänger, jetzt unter Schirmen, weil es zu nieseln begonnen hat – als all diese Unruhe da draußen jene hier drinnen potenziert, ist alles wieder da: das Zimmer, du, der Mann an deinem Bett. Vor allem aber der Mann. Sein Seitenscheitel, das im Nacken lange Haar, die viel zu hoch gewachsene Gestalt. Und mein fortwährender Versuch, von der Haltung dieses Mannes nicht auf eine Schuld zu schließen.

Auch heute war er so dagesessen: Die Ellenbogen auf den Knien, das Gesicht in Händen, der Rücken gekrümmt, als wolle er sich vor einem Angriff wegducken. Auf diese Weise besetzt er seit Monaten deine linke Bettkante und schweigt sich dabei gründlich aus. Ich betrachte ihn, wie es mir ebenfalls zur Gewohnheit geworden ist, vom Fenster aus und sehe, wie sich ihm, je mehr das Tageslicht zurückweicht, desto

deutlicher, ein knochenweißer Balken über der Stirn herausbildet, während zugleich Augen, Nase und Mund mehr und mehr in den Schatten zurückfallen in einer, wie ich irritiert feststelle, eigenwilligen Inversion der Verhältnisse.

Als das Abendessen vorbei ist, das Tablett abgeräumt und das alte Wasserglas durch ein neues ersetzt, als auch die Karaffe aufgefüllt und das Nachtlicht angemacht ist, als sich also alles einem weiteren Abend und einer weiteren Nacht in diesem Zimmer Nummer vierzehn entgegenarbeitet, erhebe ich mich von meinem Fensterplatz. Er merkt es, ich sehe das, aber er rührt sich nicht. Mit einer geübten Bewegung berühre ich dich zum Abschied. Das Leintuch liegt wie üblich als Barriere zwischen meiner Hand und deinem Fuß und lässt mich jetzt daran glauben, dass sich dein Fuß deswegen irgendwie zu kühl und zu fest anfühlt. Flüchtig sehe ich hin. Es ist das bekannte Bild: zwei in ihrer Parallelität perfekt angeordnete Beine, eines neben dem anderen, mit je einer faustgroßen Erhebung an deren Enden, und darüber liegt, zumal er Tag für Tag unter die Matratze geklemmt wird, völlig faltenlos, der Deckenwurf.

Eine Weile halte ich die Türklinke in der Hand, als wollte ich sie wiegen. Sie ist kalt und liegt viel zu nah an meiner Haut, ein körperlicher Eindruck, der immerhin für einen Moment jeden Anflug von Zweifel verdeckt. Als ich aber einen Augenblick zu lange an der Tür stehe, errät der Mann meine Unentschlossenheit.

„Wirklich, Johanna?“, sagt er, indem er seine Stimme ohne Richtung in den Raum stellt.

Und, als ich nichts sage: „Selbst heute?“

Ich lasse die Klinke los und drehe mich zu ihm. Das Lichtband der Tür zieht über seine Schulter und schält einen grellen Streifen aus seinem Kinn.

„Sie sagen, es könnte die letzte Nacht sein."

Ich nicke.

„Sie könnten diesmal recht haben", sagt er.

Ich nicke.

Und dann verfallen wir in unser übliches Schweigen, ich an der Tür und er an deinem Bett, beide in uns selbst vertieft oder in irgendein Detail der äußeren Welt, jedenfalls ohne Kontakt, weder jenen des Körpers noch jenen der Blicke, ich weiß nicht, wie lange es so geht. Einmal richtet er sich auf, schlägt die Beine übereinander und kratzt über seinen Unterkiefer und die Bartstoppeln, ein bekannter Geruch schwappt mit dieser Bewegung zu mir herüber. Ich schließe die Augen und lasse die Bilder kommen, die sich unter dem Eindruck dieses Geruchs zu kommen anschicken – Bilder von den Masuren, von einer Gewitternacht, von einem Doppelbett, Fischgrätparkett und getäfelten Flügeltüren. Ich will daran glauben, dass jetzt gelingen könnte, was die vergangenen Monate nicht gelungen ist, ja, dass jetzt der passende Moment für meine Frage an ihn ist. Ich öffne die Augen, öffne den Mund. Aber dann sagt er: „Geh, Johanna", und als ich keine Anstalten mache: „Wir sind morgen auch noch hier."

Ich werfe einen weiteren Blick auf ihn, höre den Nachhall meiner ungestellten Frage, aber es ist zu spät. Der Moment hat sich überholt, er sinkt in seine erprobte Haltung zurück, ist schon nicht mehr bei mir, auch das kenne ich. Ich nicke und trete, wie jeden Abend, grußlos durch die Tür. Was gesagt werden muss, bleibt auch dieses Mal ungesagt, und wird damit, wie schon seit Monaten, erneut allerlei unsinnigen Vorstellungen Platz machen.

Der Bus hebt an, fährt los, rumpelt in einer Schaukelbewegung über den Gürtel. So könnte es gewesen sein, denke ich, und sehe hinaus auf die Volksoper, auf die Verlängerung der

Währinger Straße und ihre Mündung in die Schottengasse, sehe die Stadt und den ständigen Wechsel von Stillstand und Bewegung, sehe das Wochenende und eine sonderbare Art von Aufbruch. Ich sehe das alles und kann dennoch nur an eines denken: Den Tag im Oktober, von dem es, wie bei derlei Angelegenheiten üblich, so viele Versionen gibt wie Menschen, die ihn erlebt haben wollen.

Dieser fünfzehnte Oktober zweitausendneunzehn.

Ein Dienstag. Das immerhin steht nicht zur Debatte.

Verbürgt ist darüber hinaus, dass dieser Dienstag sonnig gewesen ist, spätsommerlich warm, mit kühlen Schatten und Resten von Morgentau, reingefegten Gehsteigen, einer stattlichen Ulme und reihenweise Kastanien mitsamt Kronen voller Krähen; an der Kreuzung war wie immer der Würstelstand gestanden, und im Vordergrund waren, ebenfalls wie immer, Kinderstimmen in Knäueln zu hören gewesen, dazwischen der Klang einer Glocke und das ungeordnete Trippeln von Füßen auf der geordneten Geometrie eines Zebrastreifens. Die Linien dieses Zebrastreifens hatte man vormittags, während der Unterrichtszeit, noch rasch aufgemalt, damit sie bis zum Ansturm der Kinderfüße am Nachmittag trocknen konnten. Den Makel in einer der zahnpastaweißen Markierungen bemerkte man nicht gleich, es war eine fingerdicke Auslassung im mittleren Streifen, ein eigentlich unbedeutender Mangel, und doch drängte sich bei seinem Anblick die Frage auf, wer denn die Fehler hinter den Menschen wegräumt.

So war der Unfallhergang denn auch zu Protokoll gegeben worden.

Als Fehler.

Dem Protokoll zu entnehmen ist ferner, dass an diesem Nachmittag auf der einen Straßenseite die Erwachsenen

gewartet hatten: Mütter, Väter, Großmütter, teilweise Tanten, vielleicht ein Onkel, und auf der anderen, der schulnahen Seite, die Kinder: Mädchen und Jungen, bunt, laut und solidarisch in ein, wie bei derlei Angelegenheiten nicht unüblich, kolossales Knäuel verstrickt. Alle waren sie wohl nach dem letzten Läuten aus der Schule gestürzt, alle auf einmal und niemand allein. Die Stimmung so kurz nach Unterrichtsende soll ausgelassen gewesen sein, wie immer, wenn Kinder aus einem viel zu langen Stillsitzen entlassen werden (und vielleicht war am Ende auch in deinem Fall nichts anderes für das Unglücklich verantwortlich gewesen als dein viel zu langes Stillsitzen).

Die Ampel soll an diesem Dienstagnachmittag wie üblich ihren Dienst getan und pflichtbewusst zwischen Grün und Rot geschaltet haben. Und während sich die meisten Kinder über die Straße geschoben hatten, in koordinierten Chargen über den getrockneten Zebrastreifen den Wartenden entgegen, soll ein Kern zurückgeblieben sein. Eine eingeschworene Gemeinschaft halbwüchsiger Rebellen. Am Maschendrahtzaun sollen sie sich verfangen haben, sollen eine Ampelphase verbummelt haben, dann noch eine, sollen nicht auf die Zurufe der Wartenden reagiert haben und erst, als es schon zu spät gewesen war, blitzartig auseinandergestoben sein.

Auf der Seite der Erwachsenen hingegen hatte es, wie es heißt, kurz vor dem Ereignis eine bedeutende Veränderung gegeben. Beim Läuten der Glocke soll dort der Mann aufgetaucht sein. Ein auffallend langer Mensch mit scheuen, schnellen Blicken, die, wie von einer Zeugin zu Protokoll gegeben worden war, irgendwie auf Brusthöhe hängenblieben und diese zu keinem Zeitpunkt Richtung Gesicht verlassen wollten. Der Mann soll kein Unbekannter gewesen sein, man hatte ihn

naturgemäß nicht zum ersten Mal vor der Schule angetroffen, ja, man hatte ihn nicht erst an diesem Dienstagnachmittag unter der Ulme bemerkt, wo er zwar ein deutliches Stück entfernt von den anderen Wartenden, aber doch so nah am Schulgebäude gestanden war, dass seine Anwesenheit nur in Bezug auf dieses verstanden werden konnte; er soll gewirkt haben wie einer, der nicht lange stehen zu bleiben beabsichtigt, die Finger nestelnd, der Blick hastig, die Füße ohne Halt. Und obgleich es der Mann, wie man seitens der Zeugenschaft übereinkam, nicht darauf angelegt haben soll, sein Gesicht zu verbergen, soll es keinem der Zeugen gelungen sein, ihn so zu beschreiben, wie es ein zweiter getan hatte. Sicher war nur, dass der Mann an jenem Oktobernachmittag, obschon abseits des Geschehens, mit einem Mal den unwidersprochenen Mittelpunkt desselben gebildet hatte.

Ein Gerenne von allen Seiten hatte sich, wie im Protokoll steht, sogleich eingestellt. Ein Gerenne auf Scherben, die die Breite der Fahrbahn bedeckt haben sollen, wie auch ein beachtliches Stück ihrer Länge. Ein diamantenes Bett für Könige, würdest du sagen, denn an dieser Art der Wahrnehmung bist du geschult worden, Abend für Abend, als der Mann dir, ungeachtet der eigenen Langeweile und Erschöpfung, die üblichen Geschichten erzählt hat. Es waren die immergleichen Märchen gewesen, vom Wüstenmädchen, vom eisigen Despoten, von den wundersamen Reisen des Fischers Jerónimo in den Tiefen des Meeres. In den sieben Jahren hast du nur diese drei zu hören bekommen. Ein diamantenes Bett war das also an diesem Nachmittag gewesen, ein wohl auf seine eigene vertrackte Weise fabelhaftes Bild, schon aufgrund der Gegensätzlichkeit der Elemente. Eine ideale Aufnahme für eine Reihe, Gewinnerbild eines Wettbewerbs, möglicherweise das Titelblatt einer einschlägigen Zeitschrift, wäre da

nicht noch ein drittes Element gewesen, eines, das sich taktlos in diese wunderbare Komposition mischte und das herrliche Glitzern kurzerhand ersoff. Aber noch, denke ich und blicke aus dem Busfenster, noch ist das Blut im oberen Drittel des Bildes, ein gutes Stück außerhalb des Sichtfeldes. Noch gibt es nur das Funkeln der Scherben, daneben das stillsture Fließen des Motoröls. Noch steht der Mann auf der gegenüberliegenden Straßenseite und betrachtet diese Komposition, fixiert sie, als gäbe es die andere, sich beharrlich einmischende nicht, und nährt dabei den Verdacht: Dieser Mann weiß etwas. Verbirgt es.

Der Bus hebt an, fährt los.

Fest steht auch, dass ich zu keinem Zeitpunkt für die Ermittlungen infrage kam. Ich betrat die Szene erst, als die Straße längst geräumt, die Scherben beseitigt, das Motoröl und das Blut abgewaschen und alle mehr oder weniger Beteiligten in behördlich vorgeschriebener Weise abgehandelt worden waren. Ich kam ohne Umwege, wenn auch mit Verzögerung, vom Universitätsring, kam aus dem Hörsaal und von der ersten Vorlesungseinheit des angebrochenen Wintersemesters. Was mir auf der Taxifahrt ins Spital blieb, war, die Zeichen, die mir der Tag angeboten hatte, auf Antworten abzuklopfen: der beharrlich streikende Beamer, die ungewohnte Unruhe unter den Studenten, das unheilvolle Raunen in den nach oben geschichteten Reihen, die unhöfliche Unterbrechung durch den Kollegen, der sich in Uhrzeit und Ort geirrt hatte, die freche Frage einer Studentin schließlich, die mich so rot anlaufen ließ wie seit Studentenzeiten nicht mehr, und letztlich: das hartnäckige Vibrieren in meiner pultseitig abgelegten Tasche, das nicht nur mich störte.

Der Bus hält, sinkt ab. Dann hebt er an, fährt los.

Während das Taxi auf mich wartete, ging ich gegenüber der Schule auf und ab, auf Höhe des Zebrastreifens, wo, wie ich meinte, auch der Mann gestanden haben musste. Da nahm ich plötzlich aus dem Augenwinkel eine schwache Bewegung wahr. Ich trat an den Randstein, schob mein Gesicht drüber und erkannte auf Anhieb die orangenen Flossen. Entsetzlich langsam ruderten sie nach vorn, dann wieder zurück, indessen sich der aus Plastik gegossene Körper in der Blätterschlacke keinen Millimeter weiterbewegte.

Schwimmt im Chlorwasser, hatte es geheißen. Schwimmt im Salzwasser. Schwimmt in jeder Art von Gewässer und schwimmt vor allem auch in der Badewanne. Und tatsächlich zog der Plastikfisch, wie es seine Bestimmung war, eine tadellose Schleife um deinen Kinderbauch, dann noch eine, du stauntest, strahltest und verfolgtest seine unermüdlichen Runden mit einem Glucksen. Du warst, als du an jenem Abend so in der Wanne saßest, mit eingeseiften Armen und Beinen und Schaum um die Ohren, bis obenhin angefüllt mit einer großen runden Zufriedenheit, während ich, um dir zu assistieren, ebenso selig auf dem Wannenrand Platz genommen hatte. Wir lachten nicht nur jeder so für sich, sondern, was neu war – miteinander. Einige schöne Minuten lang ging das gut, bis plötzlich etwas kippte. Mit einer blitzartigen Bewegung packtest du den Plastikfisch und schmettertest ihn wortlos gegen die Wand. Dann sprangst du ohne die Hilfe deiner Hände in der rutschigen Wanne auf und beugtest dich über ihren Rand. Nemo lag auf dem Fliesenboden, flappte mit seinen Flossen durch die Luft und grinste, als befände er sich weiterhin in seinem angestammten Element. Das, ich sah es, beeindruckte dich. Du nahmst ihn mit spitzen Fingern hoch, ließest ihn behutsam ins Wasser gleiten und beobachtetest ihn mit einer unaussprechlichen Befriedigung dabei, wie er

seine Runden vollkommen nahtlos fortsetzte. Seither wart ihr, das bleibt unbenommen, unzertrennlich.

An jenem Abend, während das Taxi auf mich wartete, zog ich den Clownfisch aus dem Dreck und hielt ihn in meiner gewölbten Hand. Er zappelte weiter, als bedeutete ihm die Änderung seiner Lage, wie schon einmal, nichts. Ich drückte meinen Daumen gegen sein Gesicht, wischte drüber, wischte Schmutz, Schmiere und einige Tropfen Blut weg und betätigte dann den Schalter an seinem Bauch. Ein Moment der Ratlosigkeit. Im Westen stand ein heller Streif, während sich im Osten eine dunkle Masse über den Himmel schob. Die Ampel schaltete von Rot auf Grün, und wie von einem rätselhaften Mechanismus ausgelöst sprang, was zuvor wie festgefügt war, aus seiner Starre. Da ging, lief, rannte, fuhr, schob, scharrte und scheuerte es plötzlich überall. Ich stand mit einem lächerlichen Plastikfisch in dieser bewegten Hölle, den Arm von mir gestreckt, als wollte ich mit dem Ding nichts zu tun haben – und brach in Tränen aus. Ich wusste nicht, ob ich das tat, weil der Fisch unbrauchbar geworden war, oder weil die Welt ungeachtet dessen ihrem unbeugsamen Lauf folgte, oder weil von dem Vorfall nichts mehr zu sehen war, nicht einmal die Spur dessen, dass alle Spuren beseitigt worden waren.

Wieder hebt der Bus an, wieder fährt er los.

Zwei Stationen, denke ich und wehre mich nun nicht mehr dagegen. Ich habe, statt wie sonst ins Hotel zu fahren, zum ersten Mal seit Monaten wieder den Weg in Richtung siebter Bezirk eingeschlagen. Vertraute Ansichten stellen sich ein ebenso wie eine eigenartige Gemengelage aus Furcht und Feierlichkeit. Zugleich ist nichts Ungewöhnliches dabei. Jeder, denke ich und drücke auf den Halteknopf, würde unter diesen Umständen den Versuch unternehmen, eine Ordnung

herzustellen und sich eines Zusammenhalts zu versichern. Jeder würde dem Mann diese Frage, die ich seit Monaten stellen will, stellen.

Als ich aussteige, nun schon in tadelloser Dunkelheit, kurz darauf die Kreuzung quere, die schlecht beleuchtete Gasse einschlage und sie bergan gehe, weiß ich, dass sich die sogenannte Wahrheit an einem wackeligen Dreigespann aus Fakten entscheiden wird: Was feststeht, ist der fünfzehnte Oktober zweitausendneunzehn. Weiters, dass ein Kind sterben wird. Und schließlich, dass es diesen Mann gibt, der eine Geschichte hat, die erst erzählt werden muss.

*